

Nr. 17 Bydgoszcz / Bromberg, 22. Januar 1938



(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit einem Ausdruck so glühender, fanatischer Zärtlichkeit starrte dieser auf die Tür, die sich hinter Blandine geschlossen hatte, daß es Helbing kalt und heiß zu gleicher Zeit überlief. Minuten dauerte diese Selbstvergessenheit Burkhardts, die dem Beobachter jäh verriet, was der junge Referendar sonst stets streng in sich verschlossen hielt. Unerträgliche Minuten für Helbing, der den andern schließlich anrief:

„Mensch . . . Burkhardt . . . kommen Sie zu sich . . .!"

Ein Erwachen, dem ein unmittelbares Zusammenreißen folgte, jagte über den mit offenen Augen Träumenden. Als sein Blick, verstört und aufgerührt, zu Helbing tastete, erkannte er sogleich an dessen Miene, in der Schreck mit Vorwurf und Mitleid gepaart war, daß er das Geheimnis seines Herzens preisgegeben hatte. Mit einem Abgleiten seiner Augen, Senken des Hauptes und müder, resignierter Schulterbewegung verzichtete er auf nutzloses Leugnen . . .

Helbing begriff auch dieses wortlose Eingeständnis.

Ein Schweigen, das zu brechen beide Männer in gleicher Weise scheuten, breitete sich über den Raum . . .

Je länger es währte, um so bedrückender wurde es von ihnen empfunden. Dabei gewann in Helbing langsam das Gefühl die Oberhand, daß es an ihm war, das erste Wort zu sprechen. Und so sagte er schließlich gepreßt:

„Sie müssen sich besser in der Gewalt haben . . ."

„Keine Sorge, Herr Helbing. Das konnte mir nur einmal geschehen . . . vielleicht begreifen Sie das . . .?" Und da der andere nicht sogleich antwortete, sprach er weiter: „Seien Sie versichert, daß es nie wieder vorkommt."

„Hoffentlich, Herr Burkhardt. Und Sie sind sich doch auch dessen bewußt, daß Sie . . . ich meine . . . verstehen Sie mich recht . . ."

„O bitte, Herr Helbing. Sie, als Freund des Rainerhauses, haben das Recht zu jeder Frage. Ich will Ihnen gern Rede und Antwort stehen. Ungefragt möge Ihnen gesagt sein: dem Frieden dieses Hauses, über den zu wachen ihre Freundschaft Ihnen gebietet, der aber im Grunde doch nichts ist als lebendiger Tod, droht keine Gefahr von meiner Seite . . . Mein Mund wird immer schweigen. Und meinen Blick werde ich nach dieser Erfahrung nun auch strenger zu zügeln wissen, obzwar er hier eigentlich gar kein Unheil anrichten könnte; denn der blinde Mann würde ihn doch nie sehen und die sehende Frau doch nie verstehen. Ja, ja, das seltsame Schicksal der Blandine Mathesius hat ihr auch den starken Panzer umgelegt, darunter ihr Herz dieses außergewöhnliche Los ertragen kann, ohne zu leiden."

„Was wollen Sie damit sagen?" forschte Helbing mit einer Gier, die der ahnungslose Burkhardt einzig der Sorge des Freundes um Bernd Rainer zuschrieb. Und so antwortete er auch:

„Sie können mir getrost glauben, daß ich — von Bureauvorsteher Gödicke am selben Tage wie die Kollegin Mathesius für die Kanzlei engagiert — ebenso scharf mit dem Kopf beobachtet, wie mit dem Herzen gelitten habe. Daraus ergab sich für mich die klare wie schmerzliche Erkenntnis: das ganze Leben der Bernd Rainer offiziell angetrauten Frau erschöpft sich restlos in der Ausübung ihres Berufs und der Erfüllung ihres Pflichtenkreises überhaupt. Darüber hinaus gibt es nichts für sie."

„Und Sie glauben an keine Wandlung, ich meine, an keine Wandlungsfähigkeit dieses Frauengemüts?" wollte Helbing noch wissen.

Burkhardt, wiederum des Glaubens, daß auch diese Frage nur Helbings Besorgnis um Rainers Ruhe entspringe, entgegnete mit dem wehen Lächeln des Verzichts:

„Der Fall ist hoffnungslos für mich, der diese Frau liebt . . . damit also beruhigend für Sie, der ihrem Gatten Freund ist . . ." Während er so sprach, stand er aufrecht gegen den hohen Bücherschrank gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt.

Zum erstenmal sah Helbing den Referendar der Rainerkanzlei mit anderen Augen an. Und was er sah, war eine kluge Stirn, hoch, nachdenklich und besinnlich, fest im Urteil; einen weichen Mund, schenkerisch, fast ein Frauenmund . . . eigentlich ein famoser Kopf.

So, wie dieser ganze Burkhardt ein famoser Kerl ist! — Das sagt sich Helbing seit dieser Stunde immer wieder, wenn er daran herumdeutelt, was sie ihm an neuer Erfahrung gebracht hat.

Dabei wirrt sich sein Denken oft zum schmerzlichen Labyrinth. Augenblicke geradezu unerträglicher Niedergeschlagenheit häufen sich . . . Immer mehr drängt es ihn nach einer Aussprache. Nach Freundschaft. Nach kluger Teilnahme eines mitfühlenden Herzens . . .

Und eines Tages ist es so weit, daß er in plötzlichem Entschluß mit seinem Wagen Richtung nach Dresden nimmt.

*

Aufs freudigste überrascht ist Ilse Waldner, als Helbing so unerwartet in der „Saxonia" erscheint, und voll Herzlichkeit ist der Empfang, den sie ihm bereitet.

Ein Willkommen ist es, das Helbing unmittelbar wohltuend empfindet. Aber stärker noch ist seine innere Erregung. Er kann es kaum erwarten, sein schweres Herz zu erleichtern. Es leidet ihn nicht im Zimmer und in der Nähe der ihm sonst überaus sympathischen Majorin Förster, der Geschäftspartnerin Fräulein Waldners. Er bittet seine liebe Landsmännin, mit ihm hinauszukommen ins Freie.

Der kluge Blick der Menschen- und Lebenskennerin, geschärft von den guten teilnahmsvollen Gefühlen ihres Herzens für Helbing, hat sogleich erkannt, daß dieser Mann in seelischer Bedrängnis an ihre Freundschaft appellieren will.

„Eine Autofahrt in die Dresdner Heide bei solchem Wetter habe ich mir schon lange gewünscht", sagt sie. „Am besten fahren wir über Weißer Hirsch in den Loschwitzer

Wald. Ich kenne da wenig begangene, und dafür um so schönere Wege und Plätze.

Weißen Seidenflocken gleich hängen sonnenüberglänzte Sommerwölkchen am blauen, schimmernden Atlas des Himmels, als die beiden in solch ruhigem friedlichen Waldwinkel einander gegenübersitzen.

Als tiefe Erleichterung empfindet es der Mann, hier kluger Güte und teilnehmender Freundschaft sein leidendes Gemüt offenbaren zu können.

Alles spricht er sich von der Seele. Sagt, was ihm die Heimat beschert hat, was er an Tatsächlichem erfahren und was an Unaussprechlichem so stark in ihm lebt, daß es ihm zum Schicksal wird . . .

In der Art ihres Zuhörens schon beweist die Frau Takt, Verstehen und alle seelische Hilfsbereitschaft. Ein langer Blick, der all das in sich zusammenfaßt, antwortet dem Mann am Ende seiner Beichte. Dann faßt sie nach Helbings Rechter:

„Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen, mein lieber junger Freund. Ich will es von Herzen gern rechtfertigen, soweit ich es vermag . . .“

„Oh, schon allein diese Aussprache ist mir so viel wert, liebstes, bestes Fräulein Waldner!“

„Das ist aber nicht genug, Franz Helbing.“

„Ja, können Sie mir denn raten, helfen . . .? Kann das ein Mensch überhaupt . . .? Bleibt mir denn etwas anderes übrig, als auf ein Wunder zu warten, das natürlich nicht kommen wird . . .? Ach, es ist ja ganz unmöglich, daß eine Hand in diese fein gesponnenen Fäden greifen könnte . . .!“

„Nun sprechen Sie gegen Ihre Ueberzeugung, lieber Helbing. Denn, wenn Sie nicht dennoch den Hoffnungsfunken in sich tragen würden, der in jedes Menschen Gemüt unter jedem Kummer liegt, bereit, zur Glut entfacht zu werden, dann wären Sie heute nicht triebhaft zu mir gekommen; dann hätten Sie niemals von all dem gesprochen, sondern es still und fest in sich verschlossen.“

Langsam senkt Helbing sein Haupt.

Ein Schweigen entsteht, ein gutes, beredtes Schweigen, das die Menschen einander nähert . . .

Dann spricht die tröstliche Frauenstimme:

„Und es ist gut, daß Sie hoffen, denn Hoffnung ist das Element des Lebens . . .“

„Wenn diese Hoffnung nur nicht so ungewiß wäre, wenn ich ihr irgendeinen noch so geringen Anhalt zu geben vermöchte, wenn Vernunft und logisch denkender Verstand sie stützen könnten . . .“ kommt es wie heißes, inbrünstiges Flehen von des Mannes Lippen.

Darauf die Frau ruhig und sachlich:

„Doktor Rainers Erblindung als Folge der Verletzungen bei jenem Autounfall ist also ein unheilbarer Zustand?“

„Ja . . . gewiß . . .“ entgegnet Helbing betroffen.

„Wissen Sie Näheres darüber?“ forscht Ilse Waldner weiter.

„Nein . . .“ kommt es zögernd, „gar nichts . . .“

„Ich möchte Ihnen doch sehr empfehlen, sich jetzt unbedingt nach den näheren Umständen dieses Falles zu erkundigen, nach der genauen ärztlichen Diagnose; vielleicht auch danach, von wem sie gefällt worden ist. Es ist zwar als sicher anzunehmen, daß nichts unversucht geblieben ist und die besten Spezialisten aufgeboten worden sind, aber . . .“

„Aber . . .“ unterbricht Helbing in atemloser Hast, „Sie halten es nicht für ausgeschlossen, daß . . . mein Gott, da eröffnet sich ja eine ganz neue Aussicht . . . Möglichkeiten, an die ich nie im entferntesten gedacht habe . . .“

„Und die Sie auch jetzt nicht gleich überschätzen dürfen“, bemerkt Fräulein Waldner mit freundlicher Bestimmtheit. „Ich will Ihnen aber erst mal genau meinen Gedankengang auseinandersetzen, der vielleicht einen Weg weisen kann. Als im Vorjahr der deutsche Ärztekongreß in Dresden tagte, hat ein junger Dozent der Augenheilkunde in der „Saxonia“ gewohnt. Doktor Fechner aus Hamburg. Ich wäre ihm persönlich kaum näher gekommen, als sonst einem Pensionatsgast, wenn er nicht plötzlich an einer Grippe erkrankt und pflegebedürftig geworden wäre. Ich nahm mich seiner also an. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich gesprächsweise, wodurch er in so jungen Jahren schon zu solchem Ruf und Namen in der Ärztewelt gelangt war. Es ist ihm nämlich geglückt, an einem praktischen Beispiel die Richtigkeit seiner Theorie zu beweisen. Letztere fußte darauf, daß er einen bereits für abgestorben erklärten Sehnerv im Falle einer jahrelangen stationären Erblindung als lediglich gelähmt erklären konnte. Sein Erfolg bestand dann darin, diese Lähmung operativ zu beheben. Soviel ich von seinen Erklärungen begriffen habe, war jene, von den Ärzten als unheilbar bezeichnete Erblindung — die übrigens ähnlich wie bei Ihrem Freunde durch Verletzungen bei einem Eisenbahnunglück entstanden war — damals, als sie eintrat, auch tatsächlich ein hoffnungsloser Fall gewesen. Erst im Laufe der Jahre habe sich der Sehnerv von selbst so weit erholt, daß Behandlung und Operation einsetzen konnten. Diesen Zeitpunkt erkannt und richtig gewertet zu haben, ist dann eben Dozent Fechners Verdienst gewesen . . . Keineswegs ist nun seine Theorie und ihre praktische Durchführung ganz einfach schematisch auf jeden Fall anwendbar. Ja, selbst zwei Fälle, die dem Laien so grundsätzlich gleich erscheinen, wie das von Fechner geheilte Schulbeispiel und die Krankengeschichte Ihres Freundes Rainer, können so grundverschieden sein, daß man aus der Heilung des einen keineswegs schon auf jene des andern schließen darf . . . Ohne also allzu große Hoffnungen in Ihnen erwecken zu wollen, möchte ich doch dringend raten, Doktor Fechner zu konsultieren . . .“

Mit einem Aufleuchten seiner Augen, die unausgesetzt an den Lippen der Sprechenden gehangen haben, stammelt Helbing:

„Welch ein Glück, daß ich zu Ihnen mit meinen Sorgen gekommen bin!“

„Noch kann ich diese leider nicht so ohne weiteres von Ihnen nehmen, lieber Helbing . . . ja, Ihre ganz persönlichen Sorgen sind auch selbst dann noch nicht behoben, wenn Fechner wirklich imstande sein sollte, Ihren Freund zu heilen . . .“

„Ach, wenn Bernd wieder sehen, seine Kanzlei allein führen kann, dann ist Blandine doch frei! Dann steht doch der Lösung dieser Ehe, die keine Ehe ist, gar nichts im Wege! Dann soll die schönste, geliebteste Frau der Welt, Frau sein und dabei so glücklich werden, wie meine anbetende, schrankenlose Liebe sie nur machen kann!“

Ohne Blandine zu kennen oder mehr von ihr zu wissen als das, was Helbing ihr im Zusammenhang mit der Beichte dieser Stunde davon anvertraut hat, steigen in Ilse Waldner instinktiv Zweifel darüber auf, ob diese Frau — einmal ihres Paktes mit Rainer ledig — wirklich so leicht von Helbing zu erobern sein wird, ob hier nicht auch andere, innere Widerstände dem Mann schwere Hindernisse bereiten werden; und eine Ahnung kommt sie an, als ließe sich ihres jungen Freundes seelischer Konflikt nicht einfach durch die Heilung des Blinden entwirren . . .! Keinen dieser Gedanken läßt sie jedoch laut werden, um den Mann nicht in neue Pein zu stürzen, sondern sagt nur:

„Vorläufig sind wir noch nicht so weit . . . Aber ich will jedenfalls selbst an Fechner schreiben, und Sie müssen mit den Rainers sprechen.“ Langsam steht sie auf. „Damit nun das eine wie das andere möglichst ohne Verzug geschehen kann, lassen Sie uns zunächst hier aufbrechen . . . und wenn Sie darum heute schon nach Berlin zurückfahren wollen, möchte ich Sie nicht davon abhalten, so lieb mir natürlich sonst Ihr längerer Besuch wäre . . .“

„Ilse Waldner, Sie wundervoller Mensch, es ist doch ein herrliches Gefühl, so gut von Ihnen verstanden zu werden“, entgegnet Helbing, indes er der Frau in den Wagen hilft und sich selbst ans Steuer setzt. „Sie haben wieder tausendmal recht. Es drängt mich mit aller Macht nach Hause. Wenn Sie nichts dagegen haben, setze ich Sie nun in der „Saxonia“ ab, lasse mich bei Frau Förster glaubhaft und nett von Ihnen entschuldigen und fahre gleich weiter.“

„Einverstanden, lieber Helbing. Aber, solange ich in Ihrem Wagen sitze, legen Sie bitte kein so irrsinniges Tempo vor.“

„Verzeihung . . .“

Der Kilometerzeiger fällt von 110 auf 60.

„Sehen Sie, so kommt man auch ganz gut vorwärts, und jedenfalls sicherer . . .“

Eine halbe Stunde später verabschiedet sich Helbing von seiner mütterlichen Freundin, der er das Versprechen abnimmt, ihn sehr bald in Berlin zu besuchen.

„Ich habe eine geräumige Wohnung und eine Perle von Wirtschafterin. Sie werden es sehr bequem haben, liebes Fräulein Waldner.“

„Na, das wäre eine nette Zugabe zum Wesentlichen", entgegnete diese, „das Wesentliche aber ist mein Wunsch, Frau Doktor Rainer kennenzulernen."

„Dank . . . tausend Dank . . ." Der Mann beugt sich über die schmale Frauenhand.

„Also, wir bleiben zunächst mal in schriftlicher Verbindung, und alles weitere findet sich dann. Und jetzt Glückauf zur Fahrt!"

Der Anlasser schnurrt, der Motor springt an. Noch einmal hebt Helbing grüßend den Arm, dann schaltet er, gibt Gas und das Auto braust davon.

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Acker.

Eine Geschichte von Lorenz Strobl.

Es war um 1634, da der Chronist schrieb: „. . . man wandert bei zehn Meilen weit und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling. In allen Dörfern sind die Häuser voll Toter und Aser gelegen, Mann, Weib, Kind und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen neben- und untereinander von Pest und Hunger erwürget und sind von Wölfen, Hunden, Krähen und Vögeln gefressen worden, weil niemand dagewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat . . ."

Die Urkunde meldet weiter, daß vierhundert Seelen der Gemeinde der Schwarze Tod hinweggerafft, und dazu durchzogen immer wieder fremde Soldatenhorden den Ort: Spanier, Kroaten, Panduren. Sie hätten Land und Glauben schützen sollen, „verfuhren aber gegen Bürger und Bauern mehr türkisch und viehisch", raubten und brannten wie toll, so daß die Bauern in ohnmächtigem Grimm die Fäuste ballten.

Des Sewalden Weib hatten wilde Soldatska vor den Augen der Kinder geschändet und alsdann in das gähnende Brunnenloch gestoßen, dem Bachbauern Feuer in die Scheuer geworfen, weil er sich den Reitersleuten entgegenwarf, als sie die letzte Kuh aus dem Stall zerren wollten.

Stinkige Jauche hatten die Schweden dem siebzgjährigen Pointvogl Ahnl in den Leib gepumpt, weil er ihnen nicht „groß Taler" geben konnte. Sind wie toll mit ihren derben Reiterstiefeln auf seinem geschwollenen Leib herumgesprungen. Eine Steintafel vermeldet an der Linde vor dem Hof die grausige Tat.

Seit drei Jahren stand die Mühle am Grundbach still. Die Mahlknechte lagen erschlagen im Wasser, und wer hätte auch noch Getreide zum Mahlen gehabt?

Den letzten Kornsack vergruben die Bauern im Wald, versteckten das kostbare Saatgut in Gruben und Brunnenschächten. Wenn sie im Auswärts (Frühling) die Körner bergen wollten, waren sie inzwischen längst verschimmelt, taub und tot.

„Die Menschen haben essen müssen Brot von Mehlstaub, Erbsenbrot, Haberbrot, Brot von Flachswollen, geschnittenem Stroh, so gedörret, gemahlen und gebacken. Die Kinder haben auf dem Erdboden Gras wie das Vieh gegessen, dergleichen ihre Eltern und andere Leut. Aber sie sind so geschwollen davon, daß sie schwarz geglissen (geglänzt) wie ein Spiegel. Darüber sind sie gestorben . . ."

Um drei Laib Brot hat der Irber seinen Hof verkauft, weil er den Hunger und Jammer seiner Kinder nimmer ansehen konnte.

*

So kam der letzte Elendswinter, und mit ihm wurde neue Einquartierung angesagt.

„Stehlen und fressen uns den letzten Ranken Brot aus der Lade", zürnt der Fuchsreuter, sperrt den Hof, zieht mit der letzten Milchkuh in die tiefen Wälder.

„Hat keinen Nutz, sich zu wehren. Sind in der Minderzahl und werden erschlagen wie räudige Hunde, wie die Mühlknechte von der Grundmühle", überlegt der Urbauer. Läßt Haus und Hof. Geht mit den anderen in die Wildnis.

„Lieber ehrlich Hungers sterben, als von dem Höllvolk geschunden und gequält die Seel ausblasen." Der Söllnhammer packt das Bettsach auf den Karren. Legt sein Weib darein, das seiner schweren Stunde entgegengeht. Spannt sich selber in die Stränge und fuhrwerkt mit verbissenen Zähnen in das Holz.

Leer und ausgestorben liegen die Hofstätten. Dick flockt das Winterweiß vom Himmel, und noch immer lugt der junge Geringer vom obersten Giebelfenster nach allen Seiten. Er kann das Erbe nicht lassen, darauf seine Ahnen vierhundert und noch mehr Jahre gewerkt und gehauset haben. Sein Weib und die zwei Buben sind schon längst in die Wälder. Und nun . . .?

Herrgott, man kann das alles rundum, die vierhundert Jahre Arbeit doch nicht liegen lassen wie ein totes Viehstück! Die Alten müßten sich im Grabe umdrehen und dem Jungbauern fluchen, der feige seine Scholle verlassen und den Feinden preisgegeben hat.

Die Ställe sind leer und leer sind die Scheuer. Doch in der Getreidekammer liegen noch vier Sack guten Kornes. Vier Sack? Der Bauer schleicht in die Kammer zurück. Wie die Schritte hallen in dem leeren Haus? Dann läßt er die goldenen Körner durch die zerarbeiteten Hände rieseln. Das ist so gut und kühl. Er riecht daran. Das schmeckt nach Brot und Erden. Ist Leben . . . Er wird der einzige Bauer weitum sein, der noch vier Sack von der letzten Ernte vor den Soldaten retten konnte. Und jetzt . . .?

Ein roter Schein zuckt durch die Nacht. Wird größer und mächtiger hinter den dunklen Wäldern. Gleich darauf stürmen die Glocken. Das ist der Feind!

Der Geringer lugt durch das Fenster. Strafft das Kreuz. Sinnt eine kurze Weile. Dann reißt er den Kornsack auf die Schulter. Trägt ihn in die Stube. Bindet das weiße Saattuch um.

„So oder so . . . die Teufelsgesellen sollen's nimmer kriegen!"

Über die verschneiten Winterfelder stapft der junge Bauer. Wirft die Körner in den frischen Schnee. Strich um Strich und Hand um Hand. Langsam schreitet er die Furchen auf, die Furchen ab. Der Feuerschein am Nordhimmel gibt ihm die Leuchten.

„In Gott's Nam' . . ." Der erste Sack, der zweite Sack, der dritte . . . der vierte und letzte . . .

Grau dämmert der Morgen hinter den Hügeln. Der Geringer fährt über die schweißnasse Stirn. „Das wäre geschafft!"

Nun schlägt im Dorf die große „Brummerin" an. „Wommbom . . . wommbom . . . wommbom!" Jetzt wird es Zeit. Der Geringer verschließt die Stuben, den Stall, die Scheune. Legt den Querbalken vor das eichene Tor; und wie er durch die Hintertür dem nahe Walde zustrebt, hört er fluchende Reiter mit Pistolenschäften an die Tore schlagen.

Auf der Bergschneide sieht er eine rote Lohe jäh und kerzengerade zum Morgenhimmel schießen.

*

Den ganzen Winter hindurch hatten sie im finstern Wald kampiert. Im Auswärts brachte ihnen ein Bote die Nachricht, daß Friede sei in deutschen Landen.

„Friede?" — „Was nutzt der Friede, wann . . ."

„Stad sein, Pointvogl, stad . . . noch haben wir unsere gesunden Fäuste!" Der junge Geringer steht kerzengerade unter dem kleinen Haufen.

„Und das Elend?" — „Und die Not . . .?" — „Sind da, daß wir sie zwingen!"

Der Haufe zieht zu Tal.

„Unser Hof!" schreit die junge Geringerin hellauf. Weist zu der Brandstatt in der Ferne.

„Das ist wohl arg . . . aber . . ." Der Bauer greift ihr unter die Arme. Weiter ziehen die Heimkehrer, und da... dort unten am Bach... die Felderbreiten von Gering . . .? Wie ein grüner Samtteppich prangt die junge Saat.

„Korn . . . Korn . . . Brot . . . Brot!" Die Leute sinken in die Knie. Küssen die jungen Halme. Betten ihre heißen, fiebernden Wangen lind und weich in das zarte Grün. „Noch ist nicht alles verloren!"

„Drum laßt uns an die Arbeit geh'n!" mahnt der junge Geringer, und die Leute gehen auseinander. Bauen ein neues Leben mit zähem Willen und starkem Glauben, der aus dem heiligen Acker vom Geringer gewachsen ist.

Stille Mahnung.

Die Erde, winterkühl,
Bereitet sich dem Licht —
Sie trug ihr Todeskleid
Und starb doch darum nicht.

Der Vogel, heimatfern,
Kehrt übers Meer zurück
Und sucht und baut sein Nest
In zartem Frühlingsglück.

Auch du mußt neu erstehn'n
Nach deinem Winterleid,
Mußt dankbar bauen geh'n
An dieser Segenszeit.

Käthe L. Kamossa.



Bunte Chronik



Ein Heiratsrezept.

In einem alten Kochbuch, das vor hundert Jahren erschien, findet sich folgendes Rezept zu einem „Gericht über zwei Personen", Mariage genannt, das auch heute noch seine Bedeutung hat.

„Man nehme einen jungen Herrn und ein junges Mädchen. Am besten ist es, wenn der junge Mann noch roh, das Mädchen aber recht zart ist. Man setze den Herrn an einen Tisch, gieße eine Flasche Wein, Burgunder oder am besten Champagner, in ihn und lasse die Mischung ein paar Stunden wirken. Bemerkt man kein Zeichen von Kochen, so nehme man noch eine Flasche. Fängt er an rot zu werden, so bringe man ihn in den Salon, setze ihn, im Winter natürlich, mit dem Mädchen an den Kamin, gebe Tee, auf die Person etwa drei Tassen, dazu, und lasse sie zusammen aufwallen. Im Sommer stelle man sie an ein Fenster und bestecke das Mädchen mit Blumen oder bringe die junge Dame ans Klavier und wärme sie so lange, bis sie anfängt zu singen. Hört man den Herrn seufzen, so ist das ein Zeichen, daß er warm wird. Dann setze man beide auf ein Sofa und lasse sie den Abend über vollends aufwallen. Das wiederhole man drei- oder viermal, lasse sie aber nicht zu heiß werden, sonst verpufft die Sache. Die Länge der Zeit, während welcher Hitze anzuwenden ist, richtet sich nach den Umständen. Bei einem Herrn unter 25 Jahren reichen drei Monate, bisweilen auch drei Tage. Tut man eine gute Qualität Münze hinein, so wird die Wärme sehr gefördert."

Fürwahr ein Rezept, das heute nach hundert Jahren noch genau so seine Gültigkeit hat!



Lustige Ecke



Tunnelbohren.



„Nach der Berechnung sollten wir bereits vor einiger Zeit auf die anderen gestoßen sein!"



Rätsel-Ecke



Silben-Rätsel.

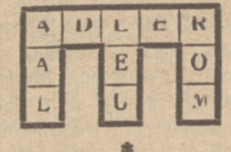
da — den — dies — e — e — eg — fant — ge — ge — gen — he — i — in — kei — kon — la — le — leau — litz — low — me — mer — na — nor — nor — o — or — pa — peare — per — quenz — ra — rol — ro — rou — rous — se — seau — shakes — som — sou — stieg — su — ti — trie — tur — tür — ur — we.

Aus vorstehenden 49 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Anfang eines Weihnachtsliedes ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Dickhäuter, 2. Jahreszeit, 3. weibl. Vorname, 4. Vogel, 5. Land in Deutsch-Oesterreich, 6. landwirtschaftliches Gerät, 7. Wankelmut, 8. Schöpfung, 9. franz. Schriftsteller, 10. bekannte Operette, 11. Abendessen, 12. Lebensgemeinschaft, 13. Land in Skandinavien, 14. oriental. Land, 15. engl. Dichter, 16. erträumtes Glücksland, 17. Rollvorhang, 18. weiblicher Vorname, 19. Himmelsrichtung, 20. Wissenschaft.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 11.

Kamm-Rätsel:



*

Wer gilt als Begründer des Epigramms:

Schiller
Lessing
Martial
Goethe
Kästner
Wernicke
Bodenstedt
Platen
Heyse
Vischer
Logau
Leixner
Rückert
Owen
Promber
Schanz

*

„Ein Wort für unsere Zeit!":

Lichtwer — Fallersleben — Wille — Derwisch — Zweikämpfer — Halsoperation — Pfundspende — Werktag — Nichte — Kunstreiten — Willibald — Linde — Dieselmotor — Kaiser — Weltkrieg — Archimedes — Ewigkeit — Renner — Ringkampf — Sense — Verdun — Klient — Eddasage — Lebensbaum — Tunichtgut =

Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.

(Adolf Hitler.)

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.